

Das alte deutsche Igeland

*Seht ihr den Hochtann weit erschauen
nach unsren alten Igelauen?*

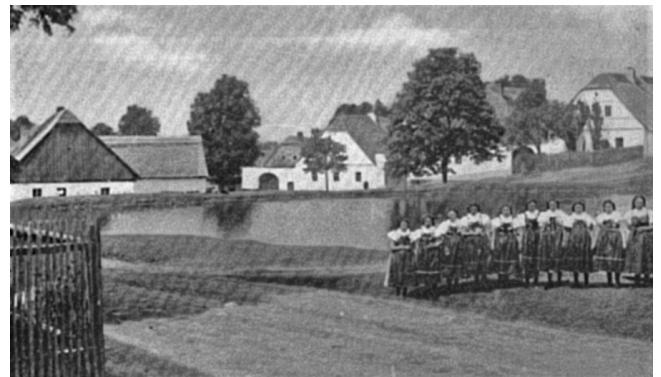
*Wo Knappen einst in Bergen gruben,
des Silbers edle Stufen huben,
an Dörfern reich, mein Heimatland,
das alte deutsche Igeland.*

*Du Stadt aus alter Väter Tagen,
um Deine Mauern blühen Sagen.
Dein Ruhm ist alt und nicht geringe,
du trotztest selbst dem Österlinge
im Kampfe um das Heimatland,
das alte deutsche Igeland.*

*O stehe fest in Tausend Stürmen,
dich wird dein Gott auch weiter schirmen.
Du wirst auch deinen Enkeln künden,
hier ist ein gut deutsch Land zu finden:
Des treuen Inslers Heimatland,
das alte deutsche Igeland.*

Wir stellen diese „Hymne an die Heimat“ ganz bewusst der Geschichte zur Vertreibung voran, die wir ab dieser Folge veröffentlichen. Es handelt sich um die Geschichte der Vertreibung, die Landsmann Josef Rysavy aus Iglau aufgeschrieben hat, zur Erinnerung an die schwere Zeit 1945. Das Lied erinnert an die Zeit davor, an die schöne Zeit in der Heimat aber auch an Krieg. Denn die benannten „Österlinge“ waren Truppen des schwedischen Rittmeisters Christian Oesterling. Hubert Nerad bezieht sich hier also auf die schwedische Belagerung im 30-jährigen Krieg, unter der auch das Igeland und ganz besonders die Stadt Iglau zu leiden hatten. Und so trägt auch das Heimatblatt zu dem bei, was wir schon in der letzten Folge geschrieben haben: *Erinnert Euch, erzählt von der Heimat, von den schönen, den weniger schönen und den schrecklichen Tagen. Und noch einmal zitieren wir die alte jüdische Weisheit: „Das Vergessenwollen verlängert das Exil und das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung!“* Erinnern heißt ja nicht Beharren auf dem was einmal war. Aber ohne Erinnerung, ohne Vergangenheit gibt es keine Gegenwart, keine Zukunft! Die Erinnerung ist das Fundament für alles Zukünftige – sollte es zumindest sein und ist es auch bei denjenigen, die ihren „gesunden Menschenverstand“ für die Bewältigung des Lebens einsetzen und die für Aufgaben, die es uns stellt. Ganz besonders aber ist die Erinnerung, muss die Erinnerung das Fundament sein, für ein friedliches, menschenwürdiges, gegenseitig respektvolles Miteinander.

Man muss vielleicht noch sagen, dass der in Hubert Nerads Text erwähnte „Hochtann“, der in die alten Igelauen schaut, nicht der höchste Berg war, innerhalb der Sprachinsel. Aber er war ein beliebtes Ausflugsziel und man schaut von dort tatsächlich ziemlich weit ins Igeland. Außerdem ist er schon im Jahr 1308 mit diesem Namen erwähnt und somit einer der ersten Berge des Igelandes, mit urkundlicher Erwähnung. Geografisch liegt der Hochtann (586 m) in der nördlichen Sprachinsel, auf dem Weg von Schlappenz nach Deutschbrod. An ihm entlang fließt der Schlappenz Bach.



Das gleichnamige Heimatdorf, der vom Berg, bzw. den dort wachsenden Bäumen seinen Namen hat (Foto: Hochtann, alte Aufnahme), liegt am Fuß des Hochtann. Eine Sage erzählt, dass einst drei Ritter auf dem Weg waren zur Burg Lipnitz, in der Nähe von Deutschbrod. Sie verirrteten sich jedoch in den Wäldern und fanden sich erst wieder zurecht, als sie auf eine Waldlichtung kamen, die zu einer kahlen Kuppe bergauf führte, auf der eine einzelne Tanne hoch aufragte. Von dort sahen sie die Burg. Glücklicherweise, die Burg von der Höhe entdeckt zu haben und zu wissen, wohin sie nun zu gehen, bzw. zu reiten hatten, bestimmten die Ritter, bei ihrer Ankunft auf Lipnitz, dass der Burgherr nahe „bei der hohen Tanne“ einen Hof errichten solle. Das war, der Sage nach, der Anfang des Ortes. Noch bis 1945 hielt sich hartnäckig das Gerücht, man könne im Anwesen Nr. 18 (Proksch) den seinerzeit errichteten Hof erkennen. Die höchste Erhebung innerhalb der Sprachinsel ist übrigens der Spitzberg, in der südlichen Sprachinsel, mit 752 m. Zum Vergleich: Der Schatzberg ist 613 m hoch und die Stadt Iglau liegt auf einer Höhe von 530 m.

Landsmann Josef Rysavy, dessen Aufzeichnungen wir mit freundlicher Zustimmung seiner Witwe veröffentlichen, wurde am 21. Februar 1932 in Iglau geboren. Er verbrachte seine Kinder- und Jugendzeit in Iglau und besuchte das Gymnasium, als 1945 die Vertreibung erfolgte und dann 1946 die endgültige Deportation, nach Bayern, genauer gesagt nach Dießen am Ammersee, wohin die Familie per Transport kam. Josef Rysavy war damals 14 Jahre alt, „zum Skelett abgemagert und in Lumpen gehüllt“. Er machte eine Schriftsetzerlehre und verbrachte seine Gehilfen (Gesellen-) Jahre in Deutschland und in der Schweiz. Anschließend studierte er an der Akademie für das Graphische Gewerbe in München. Nach Anstellungen in Druckereien in Stuttgart, Bielefeld und Köln bildete er sich an der Bundesfachschule für Maschinelle Datenverarbeitung in Düsseldorf weiter und zog der Arbeit wegen nach Braunschweig. Von 1968-1995 war er in einer dortigen großen Druckerei (Hessdruck) Technischer Direktionsassistent und hatte in den Anfangsjahren noch drei Semester Betriebswirtschaft an der Technischen Universität in Braunschweig studiert. 1967 hat Josef Rysavy in Dießen geheiratet. Gestorben ist er am 8. Mai 2012. Er hinterlässt seine Ehefrau Senta und einen Sohn. Seine Aufzeichnungen hatte er im August 2005 der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zum Druck angeboten. Die FAZ hatte zunächst Interesse bekundet, dann aber die Unterlagen samt Fotos im Archiv „abgelegt“. Auf Umwegen über die Sudetendeutsche Landsmann-

schaft, Kreisgruppe Straubing, sind die Unterlagen im Februar 2018 bei Harry Höfer angekommen und von ihm an die Grenzboten-Redaktion weitergeleitet worden. Nachdem die Witwe von Josef Rysavy in Braunschweig ausfindig gemacht und ihre Zustimmung erlangt wurde, veröffentlicht nunmehr der „Grenzbote“ die Dokumentation, vermutlich mit Fortsetzung in der nächsten und einer weiteren Folge.

Die Aufzeichnungen von Herrn Rysavy sind in der Ich-Form geschrieben und in „Kapitel“ unterteilt. Die Veröffentlichung wird im unveränderten Wortlaut wiedergegeben. Sofern Erklärungen oder Ergänzungen von Seiten der Redaktion erforderlich sind, sind diese in Klammern und kursiv gesetzt.



Heimatfest in Dießen, 1951

Aus dem Heimatland vertrieben – Der Leidensweg

Die Vertreibung der Deutschen aus Iglau.

Geschrieben zur Erinnerung an die schwere Zeit im Mai 1945, von Josef Rysavy, Dießen am Ammersee, im Oktober 1949.

Vorwort:

Dieses Stück meiner Jugendzeit, diese eineinhalb Jahre von der Vertreibung bis zur endgültigen Ausweisung, wird unverwischbar in jeder Einzelheit in meiner Erinnerung haften bleiben. Im Herbst des Jahres 1946 wurden wir nach Bayern ausgewiesen. Zwei Jahre später schrieb ich als 16-jähriger dieses Manuskript.

Hier habe ich nun versucht alle Ereignisse in zusammenfassender Form wiederzugeben. Dabei habe ich mich beschränkt, nur meine eigenen Erlebnisse niederzuschreiben. Auch habe ich weniger Wert auf einen einwandfreien Stil, sondern vielmehr auf eine den Tatsachen entsprechende, wahrheitsgetreue Schilderung gelegt.

Die Russen besetzen Iglau

Als damals im Frühjahr 1945 die letzten Stürme des Krieges tobten, als Kolonnen deutscher Soldaten durch die Stadt marschierten, da ahnten wir noch nicht, dass wir die Heimat in Not und Elend verlieren würden. Die Landser, die ohne Waffen, ohne Führer und teils bloßfüßig von der Ostfront kommen nach dem Westen zogen, boten das Bild einer geschlagenen Armee. Deutsche Iglauer Frauen, die meist selbst einen Mann oder Sohn im Feld hatten, standen am Straßenrand vor ihren Häusern und versorgten die Hungrigen und Durstigen. Tschechische Partisanen, die zu verhindern suchten, dass die Landser das Ziel ihrer Gewaltmärsche erreichten, verdrehten die Wegweiser, so dass die Soldaten,

die nicht im Besitz von Karte und Kompass waren, im Kreis herum marschierten. So kam es oft vor, dass zwei Kolonnen, die beide nach Westen marschierten, auf freier Strecke auf einander trafen. Welche sollte umkehren?



Kolonnen deutscher Wehrmachtsoldaten durchquerten Iglau (über den Hauptplatz), auf dem Rückzug nach Westen. (Foto: Iglau u. Hakenkreuz/)

In einer der ersten Mainächte besetzte der Russe mit lautem Getöse die Stadt. Die Nacht war erfüllt vom Donnern der Geschütze, von rasselnden Panzerketten und heulenden Motoren. Grelles blitzartiges Licht durchzuckte das Dunkel. Detonation folgte auf Detonation. Häuser erzitterten, Fensterscheiben klirrten und summten. Unverständliche Kommandos verhallten im Lärm. Der Morgen graute, am Himmel verblichen die letzten Sterne, als ungestüm gegen unsere Haustüre geschlagen wurde. Es waren einige russische Soldaten – durchwegs mit schmutzigen Uniformresten bekleidete, kleine struppige Gestalten – die in unser Haus eindrangten. Unserem Hausverwalter, der geöffnet hatte, hatte einer der Russen ohne Umstände gleich die Uhr aus der Westentasche gezogen und auf nimmer Wiedersehen an sich genommen.

Anmerkung der Redaktion: Josef Rysavy beschreibt hier vermutlich die Nacht vom 8. Mai 1945, als sowjetische Flieger die Kolonnen fliehender deutscher Soldaten beschossen, bzw. bombardierten und Phosphorbomben im Gebiet der Brünner- und Znaimergasse abwarfen. Die Bomben führten zu Zerstörungen und Bränden, die Schäden blieben aber in einem einigermaßen erträglichen Rahmen. Über Menschen, die dabei verletzt oder gar getötet wurden, ist nichts bekannt. Am Morgen des 9. Mai rollte als erster ein T34/85-Panzer der Sowjet-Armee durch die Znaimer- (vormals Wiener-) Gasse auf den unteren Platz. Er „verkündete“ damit das Ende des Krieges, aber auch den Anfang der russischen Besetzung und den Beginn der Repressalien gegen die deutsche Bevölkerung, die dann ziemlich bald in die Vertreibung mündeten.

Unser Haus war im Nu „überflutet“. Wir mussten zusehen, wie Russen die Kleiderschränke aufrissen, forttrugen was ihnen gefiel und im ganzen Haus derart hausten, dass uns schauderte. Fanden sie irgendwo alkoholische Getränke und Brennspiritus, so wurde dieser mit Gejohle ausgesoffen. Dazu rauchten sie bis 15 cm lange, aus Zeitungspapier selbst gedrehte Zigaretten, so dass

ich mich oft halb betäubt aus dem Zimmer schlich. Mit hereinbrechender Dunkelheit begannen die Russen die „Jagd“ auf Frauen. Die ganze Nacht hindurch rannten sie im Haus hin und her, durchstöberten es vom Keller bis zum Dachboden, leuchteten Gärten ab, suchten in den Schuppen, in den Schränken, unter den Betten, doch ohne Erfolg. Die Frauen waren „verschwunden“. Von weit her drang misstönendes Gejohle lagernder Soldaten, unterbrochen von doch manchen Angstschreien verfolgter Frauen. Müde und abgespannt von den Ängsten der durchwachten Nacht, erschienen die Frauen aus unserem Haus am frühen Morgen wieder. Sie hatten sich, über Zäune kletternd, in fremden Gärten in der Nachbarschaft verborgen gehalten und sich hinter Sträuchern versteckt. Ein russischer Offizier – er trug den fünfzackigen roten Stern mit goldenem Hammer und Sichel an der hohen Pelzmütze – sagte uns folgendes: „Alle Germany weg, raus in zwanzig Tagen. German Soldat Kamerad – Tschechy nix gut!“ Dann sagte er noch „Hitleracy, tak“ (Hitleranhänger, so), machte dazu eine schlingenartige Bewegung um den Hals und ließ den Kopf baumeln. Gegen Mittag erschienen ein Russe und ein tschechischer Partisan. Letzterer war mit den verschiedensten Uniformstücken der Nazis bekleidet, was ihm beinahe ein nahezu lächerliches Aussehen verlieh. Diese zwei erklärten uns kurz, dass alle Deutschen arbeiten gehen müssen. Mein Vater musste mit noch anderen Männern die Bahnhöfe von allem Unrat säubern, Waggons ausladen und Anderes mehr. Meine Mutter und Tante bekamen in den Kasernen Arbeit zugewiesen. An anderen Tagen mussten die deutschen Frauen die Straßen reinigen. Durch große Lautsprecher, die in den Straßen angebracht waren, wurden uns Deutschen Befehle bzw. Verbote erteilt. Unter anderem durften wir den Bürgersteig nicht benutzen, mussten am linken Arm eine weiße Binde tragen und alle Radiogeräte abliefern. Abends, ich lag schon im Bett, stürzten drei Frauen, die in der Nachbarschaft wohnten, zu mir ins Zimmer. Ihre Verfolger, drei russische Kapitanos, rissen einige Augenblicke später ebenfalls die Türe auf. Eine der Frauen hatte gleich den Rollvorhang heraufgeschoben, mein Zimmer war im ersten Stock, sich aufs Fenstersims gesetzt und den Rollo hinter sich wieder heruntergelassen. Es war das „Werk“ einiger Sekunden. Sie war gerettet. „Wo ist die Dritte?“, fragte einer der Russen die anderen Frauen barsch. „Ich weiß nicht“, lautete die kurze Antwort. Nun trat er ganz nah an eine Frau heran. Gierig riss er sie an sich. „Wo ist Dein Mann?“ keuchte er. Seine Augen funkelten wild auf sie herab. „Soldat, Krieg“ antwortete sie stockend, während sie versuchte, sich ihm zu entwinden. Aber der Russe gab trotz allem Bitten und Flehen sein „Opfer“ nicht mehr frei. Der zweiten Frau erging es nicht anders. Lediglich die Dritte, die sich an den Fensterrahmen klammernd eine Nacht lang draußen auf dem Sims hockte, war ihrem Schicksal entronnen. Viele Deutsche waren durch die verschiedensten Umstände so in Verzweiflung gebracht worden, dass sie entweder den Gashahn aufdrehten oder sich die Pulsadern durchschnitten. Ganze Familien verübten Selbstmord. Besonders aus der Umgebung, aus den Dörfern ring um Iglau, wur-

den ganze Leiterwagen voll Leichen auf den Friedhof geführt. Zwischen den Sprossen des Wagens baumelten Arme von Männern und rotbestrumpfte Beine von Bäuerinnen hervor. Die Toten wurden (*mussten*) von Deutschen in frisch ausgehobenen Massengräbern auf einem entlegenen Teil des Zentralfriedhofes verscharrt werden, klanglos, ohne Gebet und letzten Segen. Die Stadt wirkte wie ausgestorben. Türen und Tore der Häuser waren fest verschlossen.

Anmerkung der Redaktion: Es ist belegt, dass auch Deutsche aus den Dörfern im Massengrab auf dem Zentralfriedhof beerdigt sind, in der Regel sind es aber die Toten aus der Stadt, die sich entweder selbst das Leben genommen hatten, oder die durch erschießen, erschlagen oder anderweitig ums Leben kamen. Heute gehören die Massengräber zur Gedenkstätte auf dem Iglauer Zentralfriedhof. Seit etlichen Jahren treffen wir uns dort an den Gedenktagen, zur Kranzniederlegung. Auch die Stadt Jihlava und unsere Patenstadt Heidenheim sowie der Iglauer Regional-Kulturverband legen dort bei der Gedenkfeier Kränze nieder. Direkt an das Gräberfeld anschließend, sind auch die Opfer, bzw. die exhumierten Überreste der „Budinka“-Morde beige-

Durch die Straßen zogen wieder Tausende deutsche Soldaten. Müde, hungrig und durstig marschierten sie durch die Stadt – von Westen kommen nach Osten, nach Osten! (*Die Amerikaner blockierten z.T. die Wege nach Westen und damit hinter die amerikanischen „Linien“, so dass den deutschen Soldaten keine andere Möglichkeit blieb, als umzukehren, wodurch sie natürlich den Russen „in die Hände fielen“, d.h. in russische Gefangenschaft kamen*). Keine Nacht war an Schlaf zu denken. Die Russen kamen und gingen ununterbrochen in die Häuser. Fortwährend fragten sie nach Uhren, Schmuck, zu „sauften“ und nach Frauen. Meine Tante hatte ihre neu eingerichtete Wohnung für einen Tschechen räumen müssen. Sie zog zu uns. Ein Beweis dafür, dass ein Deutscher nicht das geringste Recht besaß. Außerdem machte ich noch folgende Beobachtungen: Trotzdem die Straßen mit Panzerwagen, Militärfahrzeugen und Soldaten überfüllt, dazu noch mit Leitungsdrähten „überwuchert“ waren, wagte es ein Tscheche – er trug eine weiße Armbinde – ein Fahrrad zu benutzen. Er wurde von einem Russen angehalten und zum Absteigen gezwungen. Der Russe sprang aufs Fahrrad und fuhr davon. Ein Deutscher, der schöne lange Stiefel trug, wurde von russischen Soldaten buchstäblich umgeworfen. Die Stiefel wurden ihm ausgezogen, dafür wurden ihm ein Paar ausgetretene Soldatenstiefel hingeworfen. Der arme Mann musste mit sich mit dem für ihn nicht gerade günstigen Tausch abfinden. Eine Dame, eine Tschechin, die während die Stadt von Russen wimmelte, in einem modischen, auffallenden Sommerkleid durch die Straßen spazierte, hätte eigentlich schon viel Erfahrung haben sollen, um das Kommende vorzusehen. Von Russen, die sie umringten, stellte einer, indem er das Kleid befühlte zunächst fest, dass dieses „karascho“ (*gut*) sei. Dann forderte er „Gib das Kleid“. Nur schleunigste Flucht rettete sie vor dieser Forderung. (*Fortsetzung folgt!*)